Düsseldorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt".

Verantwortlicher Redakteur: Ludwig Weber.
Druck und Verlag der Actien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt" in Düsseldorf.

Nr. 11. Sonntag, 12. März. 1893.

Vierter Fastensonntag.

Evangelium nach dem heil. Johannes VI, 1—15.

Inhalt: Jesus speiset auf wunderbare Weise fünftausend Menschen in der Wüste mit fünf Broden und zwei Fischen und wird als der verheißene Messias erkannt.

„Die gnadenreiche Zeit".

III

Die dritte Arznei ist das Almosen. Viele Seelen werden durch den Reiz der zeitlichen Güter verführt. Indem sie all ihr Trachten, all ihr Mühen auf Gewinn und Reichtum richten, vergessen sie ihre höchsten Pflichten gegen Gott. „Dem Geiche, sagt der Weise, gehorcht alles", und leider sehen wir es nur zu oft, daß Gewissen, Reinheit der Seele, Ehre, Charakterfestigkeit, alles sich beugt vor dem Altare des heutzutage allein herrschenden Götzen des Mammons. Nun aber sagt die Schrift: „Nichts ist größeres Unrecht, als das Geld lieb haben; denn wer solches thut, hat seine Seele feil." Dieser Knechtschaft müssen wir durch Almosengeben entgehen. Wäre auch die Pflicht, Almosen zu geben, nicht schon in der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten begründet, wäre sie nicht ein ausdrückliches Gebot Jesu, so würde sie uns der Geist wahrer Buße auferlegen. Indem sich nämlich der Mensch eines Teils seiner Güter freiwillig aus Liebe zu Gott entäußert, beweist er, daß er sein Herz von diesen Banden irdischen Besitzes befreien will, daß er sich nicht als wirklichen Eigentümer dieser Schätze betrachtet, sondern nur als Verwalter, der vom himmlischen Vater angestellt ist, das Elend und die Not seiner Mitbrüder zu lindern. Wie groß ist die Frucht des Almosens! Sie ist wie eine zweite Taufe. „Wie durch die Flut des geheiligten Wassers das Feuer der Hölle gelöscht wird, so tilgen Almosen und gute Werke die Flammen unserer Sünden", lehrt der h. Cyprianus.

Der fromme Tobias sagt, indem er seinen Sohn zur werkthätigen Barmherzigkeit ermuntert: „Gieb Almosen von Deinem Vermögen . . Wie Du es kannst, so sei barmherzig. Wenn Du viel hast, gieb reichlich; wenn Du wenig hast, suche auch das Wenige gern zu geben. Denn einen guten Lohn sammelst Du Dir auf den Tag der Not, weil das Almosen von jeglicher Sünde und vom Tode erlöst und die Seele nicht an die Finsternis kommen läßt. Almosen gebe großes Vertrauen vor dem höchsten Gott allen, die es geben." Diese väterliche Mahnung des heiligen Greises wird von dem jetzigen Führer des Volkes, dem Erzengel Raphael, bestätigt; er sagt: „Almosen errettet vom ewigen Tode, reinigt von Sünden und macht, daß man Barmherzigkeit und das ewige Leben findet." Welche Macht also hat das Almosen, durch welches wir die Not und die Armut unserer Mitmenschen lindern! Welch göttliche Kraft besitzt es zur Tilgung unserer Sünden! Es ist die hehre und bevorzugte Tochter des himmlischen Königs, die uns vor den Thron des Allmächtigen führen wird, wenn wir sie zu unserer Freundin genommen haben. Da wir nun alle im Bewußtsein eigener Schuld und zur Buße verpflichtet fühlen, so müssen wir den Rat des Propheten Daniel an den König von Babylon befolgen: „Mache Dich los von Deinen Sünden durch Almosen, von Deinen Missethaten durch Barmherzigkeit gegen die Armen!"

Beten, Fasten und Almosengeben sind also die göttliche Arznei, die all unsere Seelenkrankheiten heilt und das tödliche Gift der Leidenschaften in uns erstickt. Nehmen wir daher diese Arznei ohne Zagen. Keiner meine, er brauche sie nicht; wir alle sind sündhafte Menschen, wir alle haben Strafe verdient. Man hört oft klagen über die schweren Zeiten, in welchen wir leben, und die ganze Schuld der traurigen Lage, unter deren Wucht wir leiden, wird auf die mißlichen Arbeits- und Geschäftszustände, auf die politischen, finanziellen oder wirtschaftlichen Verhältnisse gewälzt. Allein, wenn je, dann ist heute das Wort des Bischofs Korum am Platze, das vor zehn Jahren ausgesprochen wurde: Wir müssen gestehen, daß bei alledem die Hauptursache dieses peinlichen Zustandes außer acht bleibt, und die ist keine andere, als unsere eigenen Sünden und Vergehen. Es ist sehr leicht und für unsern Stolz und unsere Eigenliebe schmeichelhaft, für unser betrogenes Gewissen beruhigend, uns zu sagen: „Wir sind unschuldig an dem auf der ganzen Gesellschaft lastenden Drucke."

Wollen wir aber in Wahrheit und nicht nach dem Scheine urteilen, so müssen wir in unsern eigenen Busen greifen und die Falten unseres Gewissens durchsuchen. Wir werden dann erkennen, daß auch wir unsern Teil zur allgemeinen Not beigetragen. Wenn der Gießbach mit reißendem Ungestüm sich in das Thal hinabgestürzt und, zu einem verheerenden Strome angewachsen, in der Ebene Dämme durchbricht, Bäume, Häuser und Brücken mit seinen brausenden Wogen fortreißt, die Saatfelder mit seinem Schlamme bedeckt und so die Hoffnungen des Landmannes vernichtet, entsetzen sich alle ob der Größe der Katastrophe. Keiner denkt aber daran, daß die Unvorsichtigkeit der Thalbewohner das Elend verschuldet. Sie haben allmählich auf dem Abhange und auf dem Gipfel des Berges die schützenden Waldungen gelichtet, und so ist es gekommen, daß die kleinen Quellen, die früher mühsam durch Gestein und Geröll durchsickerten, die Regengüsse, die von den Wäldern aufgehalten, langsam weiter sich ergossen, jetzt plötzlich über die kahlen Abhänge herabstürzen, und sich zu einem reißenden, alles verheerenden Strome vereinigen. Auf ähnliche Weise ist der Unglücksstrom der Zeit durch aller Schuld mächtig angeschwollen.

Wie viele sind von der sich immer steigernden Genußsucht angesteckt? Wie viele kränkeln an dem herrschenden Geldfieber? Das Familienleben ist vielfach gelockert, ja geradezu aufgelöst. Nur zu oft werden Sonn- und Festtage zu Ausflügen benutzt, und wenn auch nicht immer gerade die heilige Messe versäumt wird, so denkt man doch wenig an die Heiligung des Tages des Herrn. Erforsche jeder genau sein Gewissen, und er wird finden, daß im Heiligtum seines Herzens ähnlicher Unkraut sich angehäuft, wie der heilige Geist dem Ezechiel im Tempel zu Jerusalem ihn zeigte. Alle diese Tropfen, alle diese düsteren Quellen der Sünde vereinigen sich nach und nach zur schrecklichen Flut, die immer mehr zerstörend und drohend um sich greift. Hören wir also auf den Ruf des Propheten: „Bekehret euch!" Kommen wir zu Gott zurück mit dem Geiste wahrer Buße! Benützen wir die Gnadenmittel, welche die Kirche uns anbietet, und bald wird ein neues Geschlecht aufstehen, das siegreich dem Bösen entgegentreten und bessere, gesegnetere Zeiten herbeiführen kann. Die christlichen Völker sind heilbar; aber sie müssen sich vom Geiste des Unglaubens, der heidnischen Weltanschauung freimachen und auf Gott vertrauend unter dem heiligen Kreuzesbanner mutig in die Bahn der Buße treten.

Die Völker Europas waren am Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts tief gesunken. Ueberall herrschte Ueppigkeit, Genußsucht und Laster, überall blutiger Hader, unaufhörlicher Krieg, überall Sittenlosigkeit; selbst bis in das Heiligtum war das Uebel vorgedrungen. Rächen den großen Pöbel, welche Gott seiner Kirche damals schenkte, wer brachte Hülfe, wer reinigte die Sitten, wer bereitete einen neuen glänzenden Aufschwung der Heiligkeit hervor? Zwei gewaltige Bußprediger, der heilige Franziskus von Assisi und der Domin kus. Wie Elias und Johannes der Täufer traten sie auf und predigten Buße und Bekehrung. Gebet, Fasten, Armut waren ihre stärksten Waffen. Bald sah man ihre Söhne, welche sie mit ihrem Geiste erfüllt, mit ihrer Liebe beseelt, in allen Ländern ihre Bußpredigt wiederholen. Die in Hader entzweiten Herzen versöhnten sich, die Irrlehren wurden verdrängt, Söhne und Töchter der Fürsten verließen die Welt, um Gott in Armut zu dienen, überall erblühte Glauben und Sittenreinheit.

Nichts kann dem Geiste wahrer Buße widerstehen. Wenn wir diese reinende Waffe in unserer schwergeprüften Zeit erfassen, werden wir in dem Maße, wie an unserer Heiligung, an der Rettung, Erneuerung und Beglückung der Gesellschaft arbeiten.

Die Jubiläumsfeier in Rom.

Wer niemals in der Peterskirche einer päpstlichen Feier beigewohnt hat, kann sich kaum einen Begriff von der Großartigkeit des Anblicks machen, der sich uns heute (19. Februar) in der Peterskirche dargeboten hat. Unmöglich ist es auch, einen genauen Bericht darüber zu liefern.

Schon gegen 5 Uhr morgens waren die Straßen der Stadt belebt, und die Pilger zogen nach St. Peter, wo schon die italienischen Truppen aufgestellt waren und die Durchgänge auf dem Petersplatze besetzt hatten. Die Polizei ließ nur diejenigen passieren, welche mit Billets für die Jubiläumsmesse versehen waren. Ich befand mich schon vor 5 Uhr im Innern der Basilika, wo der katholische Verein „Circolo di San Pietro" mit dem katholischen Arbeiterverein an den Eingängen thätig war, die Pilger empfing und die Billets kontrollierte. Eine schwierige Aufgabe bei dieser Menschenmenge! Um 6½ Uhr wurden die Thore der Basilika geöffnet, und die Leute strömten herein. Die päpstlichen Gardisten in großer Uniform hielten die Ordnung aufrecht. Nach 8 Uhr war die Basilika vollständig gefüllt, und man konnte nur noch in den Seitenkapellen Platz finden. Graf Bespignani, Architekt von St. Peter, gab Order, die Thüren gegen 8½ Uhr zu schließen. Zwanzigtausend Personen waren noch auf dem Platze

und konnten nicht mehr in die Kirche eintreten. Die Truppen mußten herangezogen werden, um das Volk zu entfernen.

Während man den Papst erwartete, war ich in der Lage, die ganze Basilika durchschreiten zu können. Die Confessio war mit Blumenkränzen und Lampen geschmückt. Auf dem Altar stand das Kruzifix mit den sechs Leuchtern, die nach den Zeichnungen Michel Angelos gefertigt wurden. Neben dem Altar die beiden historischen Leuchter von Benvenuto Cellini. Hinter dem Hochaltar in der Apsis waren zwei Tribünen, rechts für das diplomatische Corps, links für den römischen Adel errichtet. Auf der ersten bemerkte ich Baron v. Loë in großer Uniform mit seinen Ordonnanzoffizieren Hausmann und Schubert, Baron v. Militz, außerordentlicher Gesandter des Königs von Sachsen mit Graf v. Seebach und Baron Karl v. Militz, wie auch die andern Botschafter und außerordentlichen Gesandten, alle in großer Uniform.

Vor diesen Tribünen waren drei Reihen Bänke für die Bischöfe aufgestellt. Es waren deren ungefähr 290 gegenwärtig. Endlich vor diesen Bänken die Sitze der Kardinäle. Im Hintergrunde der Apsis stand eine reservierte Tribüne für diejenigen, die blaue Billets erhalten hatten. An den großen Pfeilern der Kuppel waren die Tribünen der Malteserritter, der Familie Pecci, der Sänger und der besonders Eingeladenen errichtet. Einen besonderen Platz hatte man drei deutschen Studenten in vollem Wichs, nämlich den Herren Rabe von Berlin, Schäfer von Karlsruhe und Fossen von Heidelberg angewiesen, die als Vertreter der katholischen Studentenvereine nach Rom gekommen waren. Man hörte alle Sprachen der Welt. In dem großen Schiffe drängte sich das Volk, welches mit Unruhe auf den Eintritt des Papstes wartete.

Ein Viertel nach 9 Uhr kamen die Nobelgardisten in glänzender Uniform und stellten sich in zwei Reihen neben den Hochaltar. Bald hierauf kam der Kardinal Mertel, auf zwei Priester gestützt, der seines hohen Alters wegen (im Jahre 1806 geboren) an der Prozession nicht teilnehmen konnte. Zwanzig Minuten vor 10 Uhr trat der Papst in die Basilika und legte in der Kapelle der Pietà, die durch Damasktteppiche verhängt war, den großen Ornat an, bald begann auch die Prozession. Zuerst kam das päpstliche Kreuz. Dann die Ordensgenerale und Prokuratoren, die geheimen Kammerherren und geheimen Kapläne Sr. Heiligkeit in roterm Talar, der Geheimkämmerer, der das Triregnum (dreifache Krone) trug; nach ihnen die Kardinäle mit ihren Galaantuomini und Kaplänen. Es waren deren 37, nämlich die Kardinäle Nicoli-Nigrella, Barili, Apollonj, Bianchi, Bonaparte, Capecelatro, de Ruggiero, di Rende, Dunajewski, Galeati, Guerino, Kopp, Kremenz, Langenieux, Lebochowski, Lugar, Macchi, Malagola, Mazzella, Melchers, Mocenni, Monaco la Valletta, Oreglia di Santo Stefano, Parocchi, Persico, Rampolla, Ricci, Richard, Ruffo-Scilla, Sanfelice, Sepiacci, Serafini, Schönborn, die beiden Bannatelli, Vanghan und Berga. Vor dem Papste gingen die Fürsten Ruspoli und Orsini, die Offiziere der Schweizergarde, die vier Schweizergardisten mit den vier großen Degen. Endlich der Papst auf der Sedia Gestatoria. Der hl. Vater hatte ein weißes mit Goldarbeiten verziertes Meßgewand an und die Mitra, die ihm die Nobelgardisten geschenkt hatten, auf dem Haupte. Bei seinem Anblicke ertönte ein großes Jubelgeschrei in allen Sprachen. Der Papst, tiefergriffen, erhobte, schaute auf die Volksmenge und segnete. Auf dem Durchzuge jubelten ihm alle zu, begehrten den Segen und weinten vor Freude. Es war eine unbeschreibliche Szene.

Vor dem Hochaltar angekommen, begann der Papst sogleich die stille hl. Messe. Er wurde am Altar durch acht Chorherren der vatikanischen Basilika und durch den Ceremonienmeister bedient. Zu Beginn der Messe sangen die Sänger der Sixtinischen Kapelle unter der Leitung Mustafas den schönen, für diese Feier komponierten Gesang: Jubilate Deo omnis terra. Beim Lavabo setzte der Papst die Mitra auf und wurde durch Kardinal Ricci, Erzpriester der Basilika, und durch die Kardinal-Diakone Mazzella und Berga bedient. Während der Handlung herrschte die feierliche Stille, die nur durch die harmonischen Töne der berühmten silbernen Trompeten der Nobelgarde unterbrochen wurde. Der Papst war im Gebete vertieft und die heilige Handlung der Elevation dauerte außergewöhnlich lange. Ich war ganz in Nähe des Altares. Der Papst zitterte, er schien zu weinen. Nach der Handlung stimmten 110 Sänger die Antiphon „Oleo suaveto uno ut eum“ an. Ein Teil der Sänger befand sich noch oben in der Kuppel, und ihre Stimme vereinigte sich mit der der Sänger der Sixtinischen Kapelle. Die Melodie war tief ergreifend.

Nach der hl. Messe legte der Papst den Ornat ab und betete. Er begab sich dann in ein kleines Zelt und nahm ein wenig Brühe, um sich zu stärken. Während dieser Zeit sangen die Sänger das Gebet „Sancte Michael Archangele“. Wieder vor den Altar tretend, legte der Papst das große weiße Pluviale an und setzte die Mitra auf das Haupt, worauf er das Tedeum anstimmte. Ein gewaltiges Brausen durchzog die Kirche, denn 50 000 Menschen sangen mit dem Papste die große Danksagungshymne. Dieser einfache Gesang des Volkes klang wie ein mächtiges Donnern, wie ich es niemals gehört habe. Der Papst sang die Versikeln und die Oratio und begab sich die Sedia Gestatoria, während die außerordentlichen Gesandten, die Botschafter und die Kardinäle sich vor die Confessio, am Anfange des Mittelschiffes aufstellten. Dort hatte man eine kleine Tribüne aufgestellt; der Papst, die Tiara auf dem Haupte, unter dem Baldachin auf der Sedia getragen, segnete unter endlosen Evviva-rufen. An die kleine Tribüne angekommen, wurde der Thron daneben gestellt, und der Papst sprach mit lauter Stimme die große Formel des Segens Urbi et Orbi. Hierauf zog die Prozession durch das große Schiff zurück unter neuem Jubelgeschrei des Volkes. Es war gegen 11 Uhr.

Auf dem Petersplatze hielt inzwischen das Militär die Ordnung aufrecht. Das Volk strömte an allen Thüren heraus. Man kann sich das Schauspiel der 100 000 Personen auf dem Platze denken. Im deutschen Campo Santo hatte man die Façade geziert und mit Fahnen aller deutschen Staaten beflaggt. Die päpstlichen Fahnen wurden auf Ordre der Polizei herabgenommen.

Um den gewaltigen Eindruck, welchen die Feier in der Peterskirche auch auf Andersgläubige machte, zu schildern, entnehmen wir einer römischen Korrespondenz der „Frankfurter Zeitung“ folgendes: „Es ist unmöglich, die Bewegung zu schildern, welche durch die Menge ging, als die Gestalt des Papstes auf der Sedia Gestatoria sichtbar wurde. Die ganze riesige Menschenmasse drängte dem Zuge, der aus der Pietà-Kapelle in das Hauptschiff der Kirche einbog, unter betäubenden Viva-Rufen entgegen und schwenkte die Taschentücher zum Zeichen des Grußes. Es war ein überwältigend großartiger Moment; auch die nur zur Befriedigung ihrer Neugier erschienenen Personen fanden vollkommen unter dem gewaltigen Eindruck dieses Schauspiels, das eine Fanfare aus den silbernen Posaunen des Peterskirche begleitete. So mögen im alten Rom die siegreich heimkehrenden Imperatoren begrüßt worden sein; in unseren Tagen wird weltlichen Herren solche Huldigung nicht mehr zuteil. Leo XIII. glich einem Marmorbild; sein Antlitz schien dunkler, und die heiligen Paramente waren von schneeiger Weiße. Nur der strahlende Blick seines Auges, mit dem er auf die ihm zujubelnde Menge herabsah, zeigte, daß in dem unscheinbaren Körper noch Leben wohne. Aber geradezu überraschend wirkte es, als man den Jubilar beten hörte; die ungebrochene Stimme drang in voller Klarheit durch den ganzen weiten Dom, und als Leo später, mit der dreifachen Krone geschmückt, vor der Bronzestatue des hl. Petrus den Segen erteilte, habe ich fast jedes Wort der ziemlich langen lateinischen Rezitation in aller Deutlichkeit gehört. Es war übrigens ein wunderbarer Moment, als sich die gläubige Menge vor ihrem segnenden Oberhirten auf das Knie niederließ und von der Höhe der Kuppel herab aus den Silbertrompeten eine ergreifende Symphonie ertönte. Eine Kirche, die derart alle Künste in ihren Dienst stellt und gleichzeitig auf alle Sinne der Menge zu wirken weiß, wird ihre Herrschaft über die Menge noch lange unerschüttert bewahren, und jedesmal, wenn ich einem so glänzenden kirchlichen Schauspiel beigewohnt habe, drängt sich mir der Gedanke auf, daß alles sogen. Kulturkämpfen eitel Donquixoterie sei.“

So die jüdische „Frankfurter Zeitung“! Von ihrem Standpunkte aus ist es ihr nicht zu verdenken, daß sie den Ausspruch Christi „Et portae inferi non praevalebunt“ nicht anerkennt, sondern der Kirche Christi nur noch eine lange Lebensdauer in Aussicht stellt.

Was hält die Kirche von der Leichenverbrennung?

In voriger Woche teilte der Reichstagsabgeordnete Geidschmidt dem Reichstage mit, daß laut einer Petition an den Reichstag 15 000 Reichsbürger den Wunsch hätten, nach ihrem Tode verbrannt zu werden. Lucius bemerkte sofort der Vertreter der Staatsregierung, daß man diese damit verschonen möge, da die Regierung weder jemanden begrabe, noch verbrenne. Natürlich waren Fortschritt und Sozialdemokratie sofort bei der Hand, um der Einführung der Leichenverbrennung das Wort zu reden. Es folgten wieder kleinere Reden pro et contra. Zu einem Resultat kam man nicht. Wer sich verbrennen lassen will, der möge sich nach Gotha fahren lassen, um dort in Kürze Stand und Asche zu werden, was Mutter Erde viel billiger, wenn auch langsamer besorgt. Diese Reichstagserörterung möge uns einen willkommenen Anlaß bieten, zu hören, wie die Kirche über diese moderne Einrichtung der Verbrennung der Leichen denkt.

Zur genauern Orientierung kommt das Kölner „Pastorabblatt“ auf die Angelegenheit zurück, namentlich um die Stellung der Kirche näher festzustellen.

Die seit mehrern Jahrzehnten wieder, bald stärker, bald schwächer hervortretende Agitation zugunsten der Leichenverbrennung ist von Italien ausgegangen und der Anfang fällt mit der Eröffnung des vatikanischen Konzils zusammen. Auf einem am 8. Dezbr. 1869 zu Neapel eröffneten Freimaurer-Kongreß, welcher als Demonstration gegen das Konzil berufen worden, übernahmen die Freidenker die formell ausgesprochene Verpflichtung, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln an der schleunigen und radikalen Beseitigung des Katholizismus zu arbeiten — und als ein solches Mittel, und zwar als ein vorzügliches, erschien die Verwirklichung der Begräbnishäuten und die Verwandlung derselben in Verbrennungsanstalten für die Toten.

Die Leichenverbrennung sollte den christlichen Glauben an ein jenseitiges Leben in seinen letzten Kundgebungen vernichten. Hier haben wir also den wahren und letzten Grund der ganzen Agitation — es ist der Haß gegen die katholische Kirche. In der That merkt man es auch den sonstigen Gründen an, welche zur Verteidigung vorgebracht werden, daß auf diesen die Bewegung nicht beruhen kann. Dafür sind derselben zu haltlos. Man sagt u. a.: Rohe Völker pflegen ihre Toten zu begraben, die gebildeten haben stets ihre Leichen verbrannt, und deshalb fordert die heutige hohe Kulturstufe die Rückkehr zur Kremation, welche das unmittelbare Mittelalter aufgegeben hat.

Die Verbrennung der Leichen ist ferner im Interesse der öffentlichen Gesundheit geboten, denn die Kirchhöfe hauchen eine äußerst schädliche Luft aus, welche eine reiche Quelle von Krankheiten ist.

Nicht minder ist die Verbrennung eine Forderung der Nationalökonomie, weil durch das Begraben der Leichen der Wohlstand des Volkes geschädigt wird, einmal wegen des großen Verlustes an Land für den Ackerbau, welchen das Anlegen von Kirchhöfen im Gefolge hat, und sodann, weil durch die Verdüngungen die in den Leichen enthaltenen Phosphate und andere Substanzen, welche für die Vegetation der Pflanzenwelt unentbehrlich sind, in dem Maße verloren gehen, daß allmählich für die Pflanzen ein Nahrungsmangel eintreten muß.

Die Richtigkeit dieser und ähnlicher Argumente ist so häufig nachgewiesen worden, daß es unnütz ist, hier nochmals tiefer auf dieselben einzugehen. Wir stellen nur kurz fest, daß die ältere und allgemeinere Sitte, und zwar nicht nur bei reden, sondern auch bei gebildeten Völkern stets das Begraben gewesen ist. Nicht bloß, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die hochgebildeten Aegypter haben ausschließlich ihre Toten begraben, sondern auch die Römer behielten diesen Gebrauch bei, bis zu den Zeiten, wo ihre Kultur in Barbarei überging, also entartete. Das auf der Hygiene hergeholte Argument ist gänzlich falsch, da nach dem Gutachten der hervorragendsten Professoren und Aerzte die Kirchhöfe, wenn sie rationell angelegt und behandelt werden, für die Gesundheit der Anwohner gar keine Gefahr enthalten. Hinsichtlich dessen kann man wohl den Worten des Bischofs Richner in seinem Kompendium des Kirchenrechts zustimmen: Die Krankheiten und die Sterblichkeit unserer Zeit rühren nicht von den Toten her, die im Schoße der Erde ruhen, sondern von den Lebendigen über der Erde.

Kurz, man sieht, die nationalökonomischen, hygienischen, ästhetischen Gründe, welche für die Leichenverbrennung vorgebracht werden, sind so nichtig und fadenscheinig, daß sie gar keine ernste Prüfung aushalten.

Aber wie ist die Sache vom religiösen und kirchlichen Standpunkte zu beurteilen? Obwohl das Projekt, wie bereits bemerkt, aus Haß gegen Religion und Kirche hervorgegangen ist, obwohl die eigentlichen Hintermänner zu den erklärten Feinden der Kirche und ihrer Einrichtungen gehören, verbirgt man durchaus doch hier die wahre Absicht hinter der Phrase: die ganze Sache hat mit der Religion absolut nichts zu schaffen, die Leichenverbrennung verletzt weder die Religion noch die kirchliche Disziplin und am allerwenigsten das katholische Dogma. Da es sich hier nicht blos um Unrichtigkeiten, sondern um systematisch berechnete Täuschungen handelt, welche manchmal auch bei Katholiken von Erfolg zu sein

scheinen, gehen wir auf diesen Punkt, auf die Darlegung des Verhältnisses der Religion zur Leichenverbrennung etwas näher ein.

Zunächst steht der Gebrauch des Verbrennens — das ist eine unbestreitbare Sache — im Gegensatze zu der beständigen, ununterbrochenen kirchlichen Disziplin. Die Kirche hat vom Anfange ihres Bestehens an ihre Toten begraben, obwohl damals in heidnischen Rom die Sitte des Leichenverbrennens bestand, und sie hat diesen durch das Beispiel Christi geheiligten Gebrauch auch unentwegt beibehalten. Infolgedessen ist auf die Bestattung zur Erde die ganze kirchliche Energie verwendet; die letztere müßte vollständig geändert, die Ritualien umgestaltet werden, wenn die Feuerbestattung an die Stelle treten sollte. Ebenso ist die Verbrennung dem kirchlichen Rechte zuwider. Extravag. comm. de sepulturis (III, 6, c. 1. verbietet Bonifaz VIII. unter der Strafe des Exkommunikation, aus den Leichen der Gläubigen die Eingeweide herauszunehmen, dieselben zu zerschneiden oder zu kochen, weil dieses gewaltsame Verfahren widerlich gegen die Verstorbenen sei. Im Interesse der Wissenschaft, zu anatomischen Zwecken, desgleichen bei notwendigen Untersuchungen zur Aufdeckung von Verbrechen, sowie zum Zwecke der Embalsamierung, wo diese üblich ist, sind hier gewiß Ausnahmen gestattet, aber diese Ausnahmen, welche kirchlich zugelassen sind, bestätigen nur die Regel, daß im allgemeinen jede gewaltsame Zerstörung der menschlichen Leiber verboten ist. — Sodann ist die Leichenverbrennung zwar nicht direkt gegen das kirchliche Dogma, aber ebenso gewiß ist es, daß dieselbe das Dogma verdunkelt, während die Beerdigung den Glaubenswahrheiten klaren und lebendigen Ausdruck verleiht.

Der Leib, welcher der Erde entnommen ist, kehrt zur Versinnbildung der von Gott festgesetzten Strafe der Sünde zur Erde zurück. Wie das Samenkorn den Furchen der Erde anvertraut wird, damit es nach kurzer Ruhe wiedererstehe, legen wir die Leichen unserer Brüder in den dunklen Schoß der Erde, in der festen Ueberzeugung, daß auch sie am jüngsten Tage in unser Kraft auferstehen werden. Endlich hat die Kirche die Leichenverbrennung stets verurteilt, und das ist heute für uns Katholiken maßgebend.

Vom Heringsfang in Norwegen.

Bereits im 13. Jahrhundert führte man von Bergen geräucherten und getrockneten Fisch aus, aber erst seitdem man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts anfing mit Netzen zu fischen nahm die Ausfuhr einen größeren Umfang an; der Fischfang im großen wurde überall an der Küste aufgenommen und fand unerschöpfliches Material in den ungeheueren Schwärmen von Fischen, die sich fast unaufhörlich an der norwegischen Küste einfinden, sei es nach Frosch jagend, wie der Dorsch nach dem Kapelan (Mallotus arcticus), oder zu Laichzwecken.

Der Gesamtwert der Fischausfuhr Norwegens betrug in 1870 etwa 40 Millionen Mark, wovon der Anteil der Fischer sich auf 16 bis 20 Millionen Mark belaufen mag. In den besten Jahren hat der Frühlings-Heringsfang dazu etwa 4 Millionen beigetragen; 7—8000 Böte mit etwa 40000 Mann fischen dann in der härtesten Jahreszeit. Selbst weit aus den inneren Fjorden ziehen die Männer zum Fischfange nach der Küste, und Ziehende wie Heimbleibende sind voller Erwartung und Unruhe, denn hier handelt es sich um eine Lebensfrage, deren Ausfall bei dem silberglänzenden Schwarm der Heringe in der wogenden fernen See liegt. Schar auf Schar kommt mit Netzen, Tonnen, Proviant aus dem fernsten Gebirge zu den Fjorden herunter, die großen Boote werden aus den Schuppen zu Wasser geschleppt und die friedliche Wikinger Flotte der Jetztzeit geht unter Segel nach See. Es kann aber vorkommen, daß der Winter den inneren Teil des Fjordes mit Eis belegt hat; dann müssen Böte, Tonnen, Netze usw. oft auf beschwerlichen Wegen zur nächsten offenen Bucht gefahren werden. Ist man an dem Fischerplatz angelangt, dann geht alles nach „Angesehen" aus, d. h. nach den Walfischen und Vögeln, welche den Heringsschwärmen auf dem Fuße folgen. Kommen die Wale in einem weitgestreckten einigermaßen geschlossenen Halbkreise herangezogen, so weiß man, daß große dicht gedrängte Heringsschwärme herein kommen, denn die Wale halten sich stets am Rande derselben auf und sprengen sie niemals. Kommen aber die Wale zerstreut aus einem großen Raume heran, dann zieht der Hering in kleinen Scharen und man darf keinen reichen Fang erhoffen.

Es ist ein überaus hartes Leben an diesen Fischerei-Plätzen im Winter. Es ist eine Art Schlachtbank in den Leuten, wenn sie von Kopf bis zu den Füßen in Pelzkleidung schweigend durch den Schneebrei am Strande waten, oder auf Ausschiffungsplätze steigen, oder zu den Plätzen, wo sie die Netze setzen wollen, hinaus rudern, um zu sehen, ob die Angelchen sich nähern. Oft geht die See wild, es stürmt; Leute, die Fässer rollen, und andere, die ihre Böte ausrüsten, schreien im Winde, und Schneegestöber fliegen weiß über die dunkle See und die düsteren Schären. Aber die hohen Wasserhaus-Skuren nähern sich den fernsten Riffen, riesige Rücken tauchen wie schwarze Felsen auf und verschwinden wieder in den Tiefen, kleinere Rauchfische springen und wälzen sich dazwischen, der Kolfisch (Gadus carbonarius) setzt in die Heringsschwärme hinein und sprengt sie und endlose Scharen Vögel, vor allem die gewandten Möven aller Art, wirbeln in der dunklen Luft oder sitzen auf den kahlen Felsenholmen und warten, bis der Hering an die Oberfläche gejagt ist und ihnen erreichbar wird. Endlich steht der Hering auf dem Seegrunde und nun ist die große Stunde da. Alle diese harten, verwetterten Gesichter, die nun noch vor kurzem so ruhig drohen im Lande sah, nehmen hier nun einen scharfen, spähenden, gespannten Ausdruck an, alle diese schweren Sortlichen geraten in rasche Bewegung, alle diese dicken Fäuste werden gewandt. Wie ein Fliegenschwarm ziehen die Böte aus der Bucht, die sie barg, hinaus. Der Fang hat begonnen und aller Hände kommen nach und nach in Arbeit, das rastlose Getriebe der Fischerei belebt die sonst so öde verlassene Küste. Da sind Leute mit dem Aufklesen und Einsalzen beschäftigt, hier sind Schuten, die frischen Fisch zum Verkauf im Distrikt einhandeln wollen, Logis-Fahrzeuge, die den Fischern folgen, Aufsichtsfischer, kommende und gehende Geschäftsleute usw. Dampfschiffe laufen die Fischplätze an, um den Fang an Bord zu nehmen, Tonnen zu bringen usw., Telegramme fliegen rastlos hin und her, um zu wahrschauen, wo der Hering steht oder vor Unwetter zu warnen, kurz, es ist ein Arbeitssturm, ein Gedränge von Menschen und Fahrzeugen, eine Nerven aufregende wimmelnde Thätigkeit, in welcher nur ein Wort, ein Gedanke, ein Klang Cours hat: Hering.

Eine Fischlang-Gesellschaft besteht aus sieben bis acht Mann; vier Netze, die man zusammen heftet, nennt man einen Satz. Dieser wird an eine Leine befestigt, deren eines Ende vermittelst eines Steines auf dem Grunde festgelegt wird, während das andere an das Boot geknüpft ist. Das Netz ist an der inneren Seite mit kleinen Steinen beschwert, an der anderen mit Korkstücken versehen und steht aufrecht vier bis fünf Faden vom Grunde im Wasser.

Eine andere Weise des Fangens besteht darin, eine große Menge Heringe mit einem gewaltigen Apparate von Netzen zu umzingeln; sie erfordert größeres Kapital und bedeutende Kräfte; die so umzingelten Fische werden dann zusammen gedrängt und aufgefischt.

„Längs des Strandes, nahe bei Kinn, wo wir gingen," so lautet eine anmutige Schilderung aus diesem Fischerleben von Elisabeth Westhaven, „waren zahlreiche Fischer beschäftigt, sich in Sonntagsstaat zu werfen. Ueber jeden Felsblock lugte ein neugieriger Kopf, um uns zu betrachten; man hätte sagen sollen, die Steine wollten sich in Menschen verwandeln. Es war Sonntag Morgen; die Fischer pflegen an jedem Kirchentage die Kleidung vollständig zu wechseln.

Am Nachmittage breitete sich am Horizont eine lange dunkle Wolke aus und lag da wie ein schwarzer Weg zwischen Himmel und Erde. Die Fischer standen in Gruppen auf den Anhöhen und spähten nach der See. Die niedrige Sonne warf ihre brandroten Strahlen über das Meer, welches weit hinaus wie ein Feuersee brannte. Die Vögel erhoben sich mit einemmale von ihren Sitzplätzen, sammelten sich schreiend in Haufen und eilten mit ausgestrecktem Halse und wie Segel ausgebreiteten Schwingen seewärts. Das ist den Fischern ein sicheres Zeichen, daß der Hering in Sicht ist. Alle eilen zu ihren Booten und machen die Netze zurecht und das Meer, so eben noch ruhig und blank, nur ein Spiegel der Wolken, ist im Nu, wie durch Zauberschlag, mit Booten überfüllt, in welchen zahlreiche Fischer mit lebhaften Bewegungen hin und her laufen. Die großen und kleinen Netze werden mit unglaublicher Eile ausgeschüttet, sie bieten Millionen Maschen dem hart verfolgten Hering dar, der zuerst in kleineren Schwärmen in die Buchten dringt, zuletzt aber in einem einzigen großen „Heringsberg", der in der See erglänzt wie eine wunderbare Ebene von Perlmutter. Walfische, diese gewaltigen Heringsjäger, heben ab und zu ihre riesigen Häupter aus den Fluten, als wenn ein Felsen auftauchte. Das Ganze gewährt, von der roten Sonne am Horizonte beschienen, einen wunderbaren Anblick. Die Wasserstrahlen, welche die Ungetüme in die Luft senden, sehen wie spielende Springbrunnen aus, man hört das Schnauben der Tiere wie das Pusten einer Lokomotive. Die Vögel schwärmen zu tausenden über dem Heringszuge und stoßen haufenweis in die See hinunter, alles ist auf dieselbe Beute aus: Hering!"

Kinder beobachten scharf.

Sehr wichtig ist es, daß man den Kindern, die fleißig sind, und dazu neigen, alles oberflächlich, nachlässig und unordentlich zu verrichten, z. B. ihre Gebete, ihre Arbeiten und Studien, lehrt, daß nichts unwichtig sei, was man aus gehorsem thun müsse, und daß man sich durch jede kleine Arbeit z. B. durch das gute Schreiben einer Seite, zu durch das Aufheben einer Nähnadel, wenn man es im rechten Eifer, aus Liebe zu Gott thut — den Himmel verdienen könne! Man mache sie darauf aufmerksam, daß das, was die Eltern verlangen, von Gott selbst verlangt werde, daß es ihnen viel nützlicher sei, zu folgen, als wenn sie einen Kreuzturm erbauten, oder sogar einem Menschen vom Tode retteten, denn das fordert niemand von ihnen. . . . Uebrigens ist die beste Lehre immer die That, das lebendige Beispiel, darum kann man nicht genug betonen, daß die Mütter sich unbedingt selbst heiligen müssen, um gute Lehrmeisterinnen ihrer Kinder im Guten zu werden. Ja, die Kinder, auch die kleinsten, sind oft viel schärfere Beobachter, als Erwachsene meinen, und oft nach langen Jahren kommt ganz zufällig etwas zutage, woraus man sieht, wie richtig sie auch in ihrem Urteil waren, und wie fein sie z. B. das Benehmen der Eltern gegen die Großeltern abschätzten aus kleinen Zügen im täglichen Leben, wie das oft einen Eindruck machte für spätere Zeiten, zum Segen oder — zum Fluch. Manchmal werden Kinder dadurch, daß sie dem guten Zuge ihres tiefreligiösen Herzens folgen, sogar die Retter ihrer Eltern, deren Verhalten mit ihren Herzenswünschen nicht übereinstimmt. Davon ein schönes Beispiel.

In der Stadt M. war eine Mission. Eines Abends, während eine große Menge Volkes sich zur Kirche begab, spielte die kleine Therese, das liebliche neunjährige Töchterchen eines reichen Bankiers, auf der Straße. Plötzlich lief sie von ihrem Spiel weg zu ihrem Papa hin, der gerade in der Zeitung las. „O, Papa, wie glücklich wäre ich . . ." — „Willst Du's nicht? Was fehlt Dir denn dazu, mein Liebling?" — „Ich darf es nicht sagen . . . Oder willst Du mir versprechen, es mir zu geben, wenn Du kannst?" — Sicher, mein Kind!" — Nun gut! So höre denn! Ich war auf der Straße und spielte. Da sah ich viele Herren, die in die Kirche gingen, darunter mehrere, die hatten kleine Mädchen an der Hand, und Du, Papa, Du führst mich nie in die Kirche! Diesen Abend . . ." — „Diesen Abend hättest Du gern, daß ich Dich hineinführe, nicht wahr?" — „Ja, lieber Papa, sehr gern!" Kurz darauf trat die glückliche Therese mit ihrem Vater in die Kirche. Er stellte sie neben eine Dame ihrer Bekanntschaft, indem er ihr zuflüsterte, Mädchen dürfen nicht bei den Männerseite stehen. Dann stellte er sich, als ginge er an die Männerseite, — machte sich aber still aus der Kirche fort. Therese war ihm mit den Augen gefolgt und hatte ihn hinausgehen sehen, sie ließ sich aber nichts merken. Am folgenden Tage bat sie ihn dringend, daß Papa wieder mit ihr zur Kirche gehen solle. Es geschah. Therese ging mit ihrem Vater an die Männerseite, obgleich in jener Kirche streng darauf gesehen wurde, daß die Anwesenden, nach Geschlechtern getrennt, ihre Plätze einnahmen. Therese kniete wieder zwischen den Männern. Als sie bemerkt wurde, kam wirklich der Küster und flüsterte ihr zu: „Mein Kind, da ist Dein Platz nicht!" — „Ach, Herr," antwortete sie zwar leise, doch so, daß ihr Vater es verstehen konnte, „lassen Sie mich gefälligst hier, ich muß Papa bewahren." Dieses Wort seines geliebten Kindes traf das Herz des Vaters so tief und nachhaltig, daß seine Augen sich mit Thränen füllten und er andächtig der Predigt lauschte. Sie rührte ihn innerlich tief, fortan ging er nicht mehr fort, vielmehr besuchte er, zu Theresens reinster Kinderfreude, seitdem alle Sonntage die Predigt. Bald auch war Theresens Glück vollkommen, sie verdoppelte ihre Liebesfangen, denn „Papa hatte heut' sein Ziel gehalten!"

Bestrafte Untreue.

Während des Befreiungskrieges Deutschlands gegen den korsischen Eroberer Napoleon Bonaparte wurde im Sommer 1815 ein berühmter deutscher General bei einem reichen Gutsbesitzer des französischen Departements der Yonne einquartiert. Der Besitzer bat den General zu seinem einzigen Aufenthalte angewiesenen Schlosses, welcher wohl gehört haben mochte, wie seine Landsleute in früheren Jahren Deutschland ausgeplündert hatten, und unbekannt mit dem Edelmute jener tapferen Krieger, die nicht gekommen waren, um Gleiches mit Gleichem auf französischen Boden zu vergelten, sondern

um dem hart bedrängten Europa einen heißersehnten Frieden zu verschaffen, hatte, als er von den verlorenen Schlachten in den Niederlanden hörte, und wie die verbündeten Armeen, ihre glorreichen Triumphe verfolgend, in die inneren Provinzen des französischen Reiches eindrangen, den Entschluß gefaßt, seine besten Schätze zu vergraben, damit sie ihm nicht verloren gehen konnten. Er ließ also eine große hölzerne Kiste mit Eisen beschlagen, verbarg seine Kostbarkeiten, seine silbernen Geschirre, das für den Augenblick entbehrliche Geld und die besten Kleinodien der Familie in dieselbe, ließ eine tiefe Grube an seiner Gartenmauer graben und in diese die schwere Kiste versenken.

Zu dieser Arbeit wollte er niemanden verwenden als zwei seiner Bedienten, auf welche er das meiste Vertrauen setzte. Der eine hieß Fleury, der andere Benjamin. Fleury war schon viele Jahre in diesem Hause, hatte den jetzigen Gutsbesitzer, bei dessen Vater er schon gedient hatte, als Knabe gekannt, und wußte sich durch Wohldienereien und Verleumdungen bei der Frau des Hauses zu empfehlen; er galt übrigens für einen ehrlichen und getreuen Diener, war aufmerksam auf alles, war vorzüglich und schmeichelte sich auch nicht mit Unrecht der Gunst des Herrn in einem hohem Grade.

Benjamin war erst wenige Monate in diesem Dienst, auch er besorgte die ihm übergebenen Geschäfte mit Fleiß und Höflichkeit, war seinem Herrn ergeben und erfreute sich auch dessen Zutrauens. Das Eingraben der wertvollen Kiste geschah bei Nacht, im Beisein des Gutsherrn.

Als nun die Grube, in welche man dieselbe versenkt hatte, wieder vorsichtig mit Erde zugedeckt worden war, nahm der Herr vom Hause die beiden Bedienten auf sein Zimmer und prägte ihnen da, im Beisein seiner Gemahlin, wegen des ihnen hiermit anvertrauten Geheimnisses die strengste Verschwiegenheit ein.

„Sind die Feinde einmal wieder aus dem Lande", sagte er endlich, so werdet Ihr beide mir beim hellen Tage herausholen, was wir bei Nachtzeiten vergraben mußten; dann werde ich aber dankbar gegen Euch sein; Ihr kennt mich, ich bin gewohnt, mein gegebenes Wort streng zu erfüllen."

Indessen rückten die verbündeten Armeen mit jedem Tage weiter vorwärts. Die Streitkräfte, die ihnen noch einigen Widerstand hätten leisten können, waren vernichtet, und so ereignete es sich denn auch eines Morgens, daß jene Gegend mit Truppen aller Waffengattungen überschwemmt und das Schloß, in dessen Garten der Schatz begraben lag, dem General zum Aufenthaltsorte angewiesen wurde, von dem wir am Eingange dieser Erzählung sprachen.

In dieser Zeit war es, als Fleury — der alte, für treu gehaltene Diener des Hauses, er, den der Gutsbesitzer beim Vergraben der Kiste beigezogen gehabt hatte — auf einem Spaziergange sich dem im Schlosse einquartierten General näherte und ihm den Vorschlag machte, er wolle ihm einen bedeutenden Schatz entdecken, wenn er ihm eine Summe von hundert doppelten Louisdor's verabfolgen ließe und das strengste Stillschweigen zu beobachten versprüche.

Der edle Krieger war natürlich über ein solches Anerbieten entrüstet, versprach jedoch dem verächtlichen Verräter die hundert Stücke richtig auszuzahlen zu lassen, sobald er sich erst einmal in dem Besitze des ihm versprochenen Schatzes befinde, und auf diese Weise wurde er in das Geheimnis eingeweiht und ihm sogar der Ort genau angezeigt, wo die Kiste vergraben worden war.

Bei der Tafel erkundigte sich hierauf der General bei seinem Hausherrn, ob es denn in den reichen Häusern Frankreichs nicht auch wie anderwärts Sitte wäre, auf Silber zu speisen, und ob er vielleicht nicht selbst eines oder mehrere Silber-Service besäße?

Dieser bejahte es, fügte jedoch bei, daß er vor der Hand nicht hätte wissen können, daß ihm das Glück zu teil werden würde, einen so braven und menschenfreundlichen General in seinen Mauern zu beherbergen, daß er befürchtet hätte, ausgeplündert zu werden, und er daher alles, was sich Wertvolles in seinem Hause befunden hätte, geflüchtet habe.

„Geflüchtet?" wiederholte der General mit bedeutungsvoller Miene, denn es ärgerte ihn in der That, daß sein Hausherr ein Geheimnis dieser Art vor ihm bewahren wollte.

„Ja!" antwortete dieser, nicht ohne einige Verlegenheit; „ich schickte meine Schätze alle nach Paris!"

„Da thaten Sie sehr wohl daran," versetzte hierauf der General höhnend und brach das Gespräch ab.

Die Gemahlin des Gutsherrn aber witterte von diesem Gespräche nichts Gutes. Sie hatte während der Mittagstafel beständig den General beobachtet und in seinen Gesichtszügen bemerkt, daß er sich beleidigt fand. Nicht mit Unrecht schloß daher diese liebe vernünftige Dame, daß ihr und ihres Gemahls Geheimnis verraten sein möchte.

Auf den alten Fleury hatte sie so wenig Verdacht, daß sie ihn selbst von ihrer Sorge in Kenntnis setzte und ihn befragte, ob er ihr nicht vielleicht eine Auskunft zu geben vermöchte?

„Die wäre leicht zu erraten," antwortete dieser. „Da ist der Benjamin, von dessen Treiben ich Ihnen schon so oft erzählte, vor welchem ich Sie selbst, gnädige Frau, so oft gewarnt habe; der faselt, wenn er eine Minute erübrigen kann, bei dem Adjutanten des Generals, trinkt mit dessen Bedienten, und ich wollte meinen Kopf wetten, dieser hat unser Geheimnis verraten."

Noch denselben Abend machte die Dame ihrem Gatten den Vorschlag, den Ortsrichter zu benachrichtigen, Benjamin aufs strengste zu verhören, und dann nach dessen Gutdünken ihn entweder ferner beizubehalten oder augenblicklich aus dem Schlosse und dem dazu gehörigen Dorfe fortzuschicken.

Dies geschah. Fleury erhielt den Auftrag, den Ortsrichter heimlich ins Schloß zu denken. — Dieser Mann war aber nichts weniger als tugendhaft. Er wußte, daß Fleury alles bei der Herrschaft galt, nahm von diesem auch Belohnungen an in der Bedingung an, daß es ihm gelänge, den ehrlichen Benjamin aus dem Schlosse zu vertreiben, und so geschah es nun, daß er der Herrschaft nach abgehaltenem Verhöre des Benjamin berichtete, der junge Mensch hätte sich, während er ihn zu Protokoll genommen, sehr frech benommen und alles abgeläugnet; da aber Frechheit kein Beweis von Unschuld sei, er auch öfters die Gesichtsfarbe verändert hätte und nicht habe leugnen können, daß er sich zu verschiedenen Malen in des Adjutanten Zimmer befunden, wohin ihn, daß dieser seine eigenen Bedienten habe, keine Geschäfte hätten rufen können, so hielte er (der Richter) ihn für gefährlich und wollte den unmaßgeblichen Rat erteilen, diesen Menschen bei den jetzigen ohnehin unglückschweren Zeiten sobald als möglich aus dem Schlosse und Dorfe zu entfernen.

Die Dame des Hauses und auch der Herr stimmten bei. Doch sagte er: „Lassen wir den Benjamin plötzlich brotlos werden, so könnte er uns — wenn er so boshaft ist, wie man ihn schildert — einen andern Schaden zufügen; ich will ihm einen Brief an meinen Bruder in Troyes geben, ein gutes Pferd aus meinem Stalle anvertrauen, Sorge tragen, daß er dort einige Zeit lang, wenigstens auf so lange die Einquartierung in unserem Schlosse ist, aufgehalten wird; — und ist dann der Friede wieder bestätigt, Ordnung und Ruhe wieder überall eingetreten, so können wir noch immer thun, was Vorsicht, mit Menschenliebe gepaart, und vorschreibt. — So geschah es auch. Von am anderen Morgen mußte Benjamin sehr früh ein Pferd satteln und mit dem Briefe abreisen.

Jetzt verflossen einige ruhige Tage. Weder der General, noch dessen Adjutant bemerkten den Mangel eines Bedienten in einem so reichen Hause; doch sagte ersterer, als er einmal nach aufgehobener Tafel mit seinem Hausherrn und dessen Gemahlin einen Spaziergang in den an das Schloß anstoßenden Garten machte, und diese die unerwartete menschenfreundliche Art lobten, mit welcher sich die ruhmgekrönten Sieger in Frankreich betrugen, als ob ihm so von ungefähr dieser Einfall käme: „Nun, so möchte ich Ihnen auch ein bleibendes Andenken an mich und meine Leute zurücklassen. Wie wäre es, wenn ich Ihnen einen Baum in Ihren Garten pflanze, der Sie und Ihre liebe Familie auch in ferneren Tagen immer an diesen wichtigen Zeitpunkt erinnert?"

„Ich ja!" begann erfreut die Dame des Hauses, „dieser Gedanke von Ihnen ist auch allerliebst, Herr General! einen Rosenstock! ich werde gleich die Befehle geben, daß einer hierher gebracht werde, und versichere Sie, so lange ich lebe, Sorge zu tragen für diesen Blumenstrauch, ihn zu pflegen und zu schützen."

„Die jetzige Zeit, meine Gnädige," sagte der General, „ist nicht für Rosen geeignet; ich will Ihnen lieber eine Eiche pflanzen; wir Deutsche lieben diese Bäume; ihre belaubten Aeste sollen Ihnen einst zum Vergißmeinnicht dienen."

Noch an demselben Abend brachten einige Soldaten auf seinen Befehl eine junge Eiche mit Wurzeln und Erde aus dem unweit entfernten Forste in den Garten.

„Wir werden ohnehin nicht mehr lange in Frankreich verweilen," begann der General, „und darum wünsche ich, daß alle Glieder des Hauses anwesend wären, wenn ich meinen Baum pflanze."

Sein Begehren wurde erfüllt, selbst die Dienerschaft in den Garten gerufen, und als darauf der General den Hausherrn fragte, an welchem Orte die Eiche hinpflanzen sollte, so überließ es dieser ganz dem eigenen Willen des Generals.

„Nun, damit der Baum nicht hindere," fing dieser jetzt an, „so wollen wir ihn an der Mauer ansetzen", und bei diesen Worten gab er seinen Leuten den Befehl, an demselben Platze ein Loch zu graben, an welchem die Kiste verborgen worden war.

Der Gutsbesitzer erblaßte. Umsonst machte er ja allerhand verschiedene Einwendungen, versicherte, er hier ein Gartenhaus wolle bauen lassen, daß die Sonnenstrahl in diesen Winkel fallen könne, der Boden zum Gedeihen dieses Baumes sich nicht eigne usw. Der General bestand jedoch auf seinem Willen, und kaum hatte er die in der Erde verborgene Kiste wahrgenommen, als er einem anwesenden Unterstiftser den Befehl gab, den Fleury herbeizuführen, der sich, weil ihn die Furcht dazu, zwei Schildwachen, die zur Feier des Festes am Gartentore aufgestellt worden, unmöglich gemacht worden war, in einem Salon verborgen hielt.

Mit Mühe gelang es den Soldaten, die schwere Kiste ans Tageslicht zu fördern. Da gestand der Gutsbesitzer, daß er es gewesen, der die Kiste hier habe eingraben lassen, unter der ausdrücklichen Versicherung, daß diese leicht vergeßliche Vorsicht außergewöhnlich angewendet worden wäre, wenn das Glück voraussgewußt hätte, einen so rechtschaffenen und braven Mann in's Quartier zu bekommen.

„Ich glaube, Ihre Schätze werden in den ob Gemächern des Schlosses besser bewahrt sein, sagte hier," fing darauf der deutsche General an, und ließ jetzt der Unterstiftser den zitternden Fleury herbeiführte, so entdeckte er der anwesenden Gesellschaft offen, daß es dieser Schurke gewesen sei, der ihm das Geheimnis verraten, und gab zwei dieser Strafvollstreckung eigens bestellten Soldaten den Befehl, ihm auf derselben Kiste anstatt der tausend Stück versprochenen Doppel-Louisdor hundert Stück Stockprügel zu geben.

Der Gutsbesitzer und seine Gemahlin baten den edlen Krieger, ihm diese Strafe zu erlassen. Dieser aber willigte er nicht. Nur diese beiden erhielten die Erlaubnis, sich aus dem Garten entfernen zu dürfen. Die Dienstboten mußten da bleiben und der Vollstreckung des Urteils beiwohnen. „Dieser schlechte Mensch," sagte der General, „muß ein Andenken an den heutigen Tag haben," und befahl den beiden Strafvollstreckern, ihre Pflicht zu erfüllen, was auch unverweilt geschah. Hierauf wurde der elende Verräter weggebracht, und nun pflanzte der General wirklich die Eiche, welche vielleicht noch als Zeuge deutschen Edelsinns und deutscher Gerechtigkeit in einem französischen Garten grünt. Fleury wurde ins Spital der nächsten Stadt geführt und dort von deutschen Armee-Chirurgen wieder geheilt. Daß er die Dienste jenes Hauses nicht mehr antreten durfte, läßt sich leicht denken; Benjamin aber wurde zurückberufen, erhielt dessen Stelle — und erfreute sich für die Zukunft des Zutrauens seiner Herrschaft.

Kirchenkalender.

Sonntag, 12. März, 4. Fastensonntag. Lätare, Gedächtnis der Gruft. Evangelium Jesus speiset 5000 Mann. Joh 6, 1—15. Epistel Gal. 4, 22—31. In der Jesuitenkirche Kloserkirche nachmittags 2,15 Uhr Vesper u. Gottesdienst für die Polen. In St. Rochus Gemeinschaftliche h. Kommunion der Mitglieder des Bündnisses. In derselben Kirche in der Fastenzeit jeden abend 6 Uhr Andacht. In St. Maximin nachmittags 3 Uhr Gottsunde der Bruderschaft vom hl. Altarssakrament.

Montag, 13. März, Euphrasia. In der St. Rochuskapelle morgens 6 Uhr h. Messe.

Dienstag, 14. März, Matthilde.

Mittwoch, 15. März, Longinus, 9. Mittwoch zu Ehren des hl. Joseph, in St. Maximin und St. Elisabethhospital Schlußfeier. In St. Lambertus nachmittags 5 Uhr Fastenpredigt und Rosenkranzandacht. In der Dominikanerkirche abends 7½ Uhr Rosenkranzandacht und Fastenpredigt.

Donnerstag, 16. März, Herbertus. In St. Maximin nachmittags 5 Uhr Fastenpredigt und Andacht.

Freitag, 17. März, Gertrud. Fest von den fünf Wunden Jesu. In St. Rochus abends 7 Uhr Fastenpredigt und Andacht, von 8—9 Uhr Gebetsstunde zum h. Herzen Jesu für Männer und Jünglinge. In der St. Mariensperkirche morgens 8 Uhr Segensmesse, abends 7 Uhr Kreuzwegandacht und Predigt. In St. Lambertus und St. Maximin morgens 7,15 Uhr Fastenmesse mit Segen.

Samstag, 18. März, Cyrillus. In St. Lambertus morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. fünf Wunden.

Sonntag, 19. März, Joseph, Pflegevater Jesu, zweiter Patron der Erzdiözese Köln. Heute, Passionssonntag beginnt die österliche Zeit.